

**Indien:**  
Mädchen verloren  
in Millionenstadt

Seite 4

**Nepal:**  
OP schenkt Frauen  
neuen Lebensmut

Seite 12

**Sambia:**  
Frauen zeigen,  
wo 's lang geht

Seite 14

## Indien

- 4 Delhi: Verloren in der Millionenstadt
- 6 Bethesda-Schule:  
»Es fehlte uns nicht mehr als Alles«
- 8 Assam: Dorthin, wo der Tee wächst
- 11 Wahlen: Christen mit dem Tod bedroht

## Nepal

- 12 Hospital: Frauen »wie neugeboren«

## Sambia

- 14 Gemeinsam aktiv: Von Frau zu Frau
- 17 Neue Leitung fürs Gossner-Büro
- 18 Steven: Plötzlich ein Lächeln

## Deutschland

- 22 Zum Tod von Horst Symanowski:  
Mission als Botschaft der Hoffnung
- 26 Wirtschaftskrise: Jeder Mensch  
ist vor Gott systemrelevant!
- 28 Arbeitslos: »Am liebsten würden  
sich alle verstecken«

## Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 20 Ideen & Aktionen
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



8



12



18



26

**Titelbild:** Mrs. Mwanza bringt die Frauen in Kafue auf Trab. Mehr zum Thema: Seite 14 (Foto: Jutta Klimmt)

Liebe Leserinnen,  
liebe Leser,



die Frühjahrssitzung unseres Kuratoriums fand im März in Mainz statt – dort, wo der große Vordenker der Gossner Mission, Horst Symanowski, nach 1948 das Mainzer Gossner-Haus aufgebaut und u. a. die Industriepraktika für angehende Pfarrer/innen initiiert hatte. Wenige Tage, bevor wir in Mainz zusammen kamen, verstarb Horst Symanowski. Die Gossner Mission trauert um ihren engagierten Mitarbeiter, der auf ein bewegtes Leben zurückschauen konnte: als Pfarrer der Bekennenden Kirche in der NS-Zeit verfolgt und verhaftet, als Theologe und Gründer des Mainzer Gossner-Zentrums international bekannt und geachtet, als Querdenker in der Kirche oft angefeindet, als Retter von jüdischen Familien 2003 in Jerusalem als »Gerechter unter den Völkern« geehrt.

Bitte beachten Sie unseren Nachruf auf Horst Symanowski (Seite 22) und lesen Sie auch, wie seine Ideen heute greifen: In der Wirtschaftskrise sehen sich viele Pfarrerinnen und Pfarrer an der Seite derer, die – wie im Opel-Werk in Rüsselsheim – von ihr betroffen sind (Seite 26).

Daneben hat diese Ausgabe einen zweiten Schwerpunkt: Es sind die Frauen, die in den Entwicklungsländern besonders unter der Armut zu leiden haben; die für die Familie sorgen und unter der Arbeit oft zusammenzuberechnen drohen – und es sind die Frauen, die die Kraft, den Esprit, die Ehrlichkeit und den Mut haben, Auswege zu suchen und neue Wege zu gehen. Begleiten Sie uns nach Indien, wo junge Frauen ausgenutzt und missbraucht werden; nach Nepal, wo Frauen sich trotz körperlicher Qualen durchs harte Bergleben beißen; nach Sambia, wo Frauen sich zusammentun und aktiv werden. Sie alle bauen auf unsere Unterstützung!

Ihre  
**Jutta Klimmt**

Spenden bis 31.03.2009:  
Spendenansatz für 2009:

84.596,64 EUR  
300.000,00 EUR

# Feindesliebe statt Gewalt

In Winnenden hat ein Jugendlicher in einem furchtbaren Gewaltakt sich und andere Menschen umgebracht. Der Schrecken über diesen und andere Gewaltausbrüche sitzt tief.

Wut und Aggressionen sind Gefühle, die wir alle kennen. Manche halten sie für menschliche Grundtriebe. Auf vielen Schulhöfen spielen sich heutzutage Szenen von Gewalt ab. Da wird gehauen, getreten, gebissen und mit Worten verletzt. Worte sind manchmal die schlimmsten Waffen. Im Erwachsenenleben sind direkte Formen von Gewalt oft weniger sichtbar, es wird seltener körperliche Gewalt angewendet, aber es gibt sie auch.

In vielen Kriegen werden weltweit Kinder als Soldaten missbraucht. Sie leben in Armutsländern, kommen aus Armutsfamilien und kämpfen an vorderster Front in Kriegen, die nicht zu gewinnen sind. Sie sind Kanonenfutter, ihr Leben ist nicht viel wert. Sie werden gewalttätig und erleiden Gewalt. Scheinbar ist in ihrem Inneren ein Damm gebrochen, der uns sonst vor der Ausübung von Gewalt schützt. So scheint auch bei dem jugendlichen Gewaltschützen aus Winnenden ein Damm gebrochen zu sein: Wahllos hat er Menschen erschossen; fassungslos stehen wir vor diesem Gewaltausbruch.

Wie viel Gewalt steckt in uns? Wozu sind Menschen fähig? In welche Abgründe blicken wir?

Wir brauchen auf unserem Weg durchs Leben Leitlinien. Wir brauchen Halt und Unter-

weisung. Die zehn Gebote sagen uns unmissverständlich: Mensch, Du sollst nicht töten! Leben ist Geschenk Gottes, niemand hat das Recht, dieses Gottesgeschenk zu zerstören. So einfach und klar dieses Gebot ist, wird es doch oft nicht eingehalten. Ist nicht jede Todesstrafe ein Verstoß gegen dieses Gebot wie auch jeder Krieg, in dem normale Soldaten töten müssen? Was ist mit Notwehr und Tyrannenmord? Müssten wir nicht der Ehrlichkeit halber das Gebot heute so formulieren: Du sollst nicht töten außer in besonderen Ausnahmesituationen, die klar umrissen und begrenzt sind?

Sind wir damit schon auf der »christlichen« Spur? Bei Jesus finden wir die zugespitzte Forderung: »Liebet eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.« Das hört sich wie eine ungeheure Zumutung an – und ist es auch über die Jahrtausende geblieben. Freunde zu lieben und mit ihnen gut und freundlich umzugehen, ist kein Kunststück. Die Aufforderung von Jesus, auch die Feinde zu lieben, durchbricht naturwüchsige Verhaltensmuster. »Liebet eure Feinde« heißt, dass wir in jeder Person, egal ob Freund oder Feind, zunächst einmal den Menschen, das Geschöpf Gottes, sehen sollen. Dass wir niemandem das menschliche Antlitz nehmen dürfen. Auch der Feind ist ein Menschenkind – und christlich gesehen sogar ein »Nächster«. Die Feindesliebe ist eine Art Prüfstein christlicher Grundgesinnung.



Weg vom Feindbild hin zur Versöhnung ... So könnte der Weg alltagspraktisch gegangen werden. Verständigung und nicht Hass und Gewalt sind das Ziel. Friede ist die erste Option – und Sanftmut und Feindesliebe der Weg dorthin. Im Mittelpunkt von Entwicklungshilfe muss Bildung und Friedenserziehung stehen, wenn wir eine friedlichere Welt mit gestalten wollen. Versöhnung braucht Verständigung und nötigt uns die Bereitschaft ab, von Feindbildern Abschied zu nehmen.

Der amerikanische Präsident Barack Obama geht mit der Bereitschaft zum Gespräch auf die muslimische Welt zu. Damit setzt er hoffnungsvolle Zeichen. Wenn Feinde zu Freunden werden sollen, ist das ein langer Weg ... und niemand darf unterwegs ausgegrenzt werden. Uns alle stünde es gut an, den interreligiösen Dialog verbreitern und vertiefen zu helfen. Dabei können wir viel lernen.

**Jutta Jekel, Kuratorin  
der Gossner Mission**



## Gossner-Gemeinde Delhi kümmert sich um verzweifelte Mädchen

Phoolmani Kongari kann heute wieder lachen. Die 16-jährige lebt zu Hause bei ihren Eltern auf dem Land. Doch als sie im Januar zu uns kam, völlig verstört und verzweifelt, da hatte sie sich gerade aus dem Haus eines reichen Geschäftsmannes befreien können, der sie über Jahre hinweg wie eine Sklavin gehalten hatte. Kein Einzelfall in Delhi.

Jedes Jahr treten Tausende Mädchen, zum Teil noch blutjung, den Weg in die Hauptstadt an, in der Hoffnung, hier eine Arbeit zu finden, mit der sie sich und ihre Familie ernähren können. Sie kommen aus Jharkhand, Chhattisgarh, Orissa, Assam und West-Bengalen, und viele von ihnen sind Adivasi, gehören somit zu den in Indien weithin verachteten Ureinwohnern. Nach

Delhi kommen sie entweder durch eine Freundin aus ihrem Dorf, die hier bereits eine Anstellung hat, oder aber sie werden durch eine Arbeitsagentur vermittelt.

In den Haushalten der reichen Hindus schufteten sie für niedrigste Löhne: Sie kochen und backen, waschen Wäsche, halten das Haus sauber, bedienen bei Tisch, passen auf die Kinder auf ...

Oft haben sie einen 18-Stunden-Tag, sieben Mal die Woche, ohne Pause. Abends fallen sie todmüde ins Bett, und wenn sie krank sind oder Hilfe brauchen, ist niemand da, der sich um sie kümmert oder ihnen Schutz gewährt. All diese Mädchen sind völlig auf sich allein gestellt.

Und so kommt es immer wieder vor, dass sie von ihrem Arbeitgeber nicht nur ausgebeutet

### Mit dem Zug kommen die jungen Mädchen nach Delhi – und verschwinden dann im Gewirr der Millionenstadt.

und oft auch geschlagen werden, sondern vom Familienvater oder den älteren Söhnen sexuell missbraucht. Viele der Mädchen sind völlig verängstigt und trauen sich nicht, sich zu wehren – zumal sie auch nicht wissen, wohin sie sich wenden könnten, wenn ihnen mit Entlassung gedroht wird. Schließlich kommen sie alle aus kleinen Dörfern; haben nie gelernt, sich in der Millionenstadt zu recht zu finden, können oftmals nicht lesen und schreiben und sind völlig hilflos.

In anderen Fällen werden sie vom Arbeitgeber bedroht oder gewaltsam festgehalten. Im vergangenen Jahr wurden allein in unserem Stadtbezirk vier junge Adivasi-Hausangestellte unter mysteriösen Umständen tot aufgefunden. Hatten sie womöglich fliehen und ihren Arbeitgeber des Missbrauchs anzeigen wollen?

Es gibt in Delhi mehr als 150.000 weibliche Adivasi-Hausangestellte, die von verschiedenen Agenturen hierher vermittelt wurden. Für viele stellt nicht nur der Arbeitgeber eine Bedrohung dar, sondern die Millionenstadt selbst mit all ihren Gefahren macht ihnen Angst.

Und zu Hause in den ländlichen Gebieten gibt es mittlerweile Dörfer, in denen keine heranwachsenden Mädchen mehr leben. Die Männer finden keine Partnerin mehr, und die Eltern werden ohne die Hilfe und die Unterstützung ihrer Töchter alt. Sie haben keinerlei Vorstellung, was sie den Mäd-

chen antun, wenn sie diese in die Großstädte schicken, um Geld zu verdienen. Hier muss dringend etwas geschehen, damit das Ausbluten dieser Dörfer gestoppt wird.

Was kann die Gossner Kirche tun? Neben der Aufklärungsarbeit auf den Dörfern kümmert sich unsere Kirchengemeinde in Delhi seit vielen Jahren um die Mädchen, die in die Hauptstadt kommen. Wir wollen allen, die Hilfe und Beistand suchen, diesen zukommen lassen. Natürlich ist uns bewusst, dass dies eine große Herausforderung ist in einer Stadt wie Delhi. Und uns ist auch bewusst, dass sich bereits viele



**Sozialarbeiterin  
Mary Purti.**

kommerziell arbeitende Agenturen um diese Probleme kümmern. Aber wir sehen es als unsere Aufgabe an, uns um die Adivasi-Frauen

zu kümmern, die ansonsten verloren wären in diesem Moloch. Im vergangenen Jahr haben wir in Delhi ein »Acht-Punkte-Programm« verabschiedet. Darin ist auch festgehalten, dass es meine spezielle Aufgabe als Sozialarbeiterin ist, meine Arbeitskraft den weiblichen Adivasi-Hausangestellten zu widmen. Natürlich können wir nicht allen helfen, aber wir sind glücklich, wenn wir der einen oder anderen, die sorgenbeladen zu uns kommt, neue Hoffnung schenken können – sei es durch Gespräche, durch geistlichen Beistand oder juristische Bera-

tung oder sei es gar durch die Vermittlung zu einem anderen Arbeitgeber oder ein Rückfahrticket in die Heimat.

Zurzeit kümmern wir uns um 350 Mädchen und arbeiten mit 40 Agenturen zusammen. Über diese Arbeitsagenturen versuchen wir, Kontakte zu den Hausangestellten aufzubauen und ihre Adressen zu erhalten. Wir senden ihnen Rundbriefe, in denen wir über ihre Rechte aufklären, und laden sie zu Veranstaltungen ein, auf denen sie mit anderen Betroffenen ins Gespräch kommen können. So wollen wir die Mädchen aus ihrer Isolation lösen. Einige kommen dann regelmäßig zu unseren Gottesdiensten und unseren Treffen, und wir bemühen uns gemeinsam, ihnen ihre Würde und ihre Rechte zurückzugeben.

Im Fall von Phoolmani Kongari haben wir uns intensiv um das Mädchen gekümmert, nachdem sie den Weg zu uns gefunden hatte; wir haben sie betreut, ihr eine Unterkunft in unserer Gemeinde besorgt und die Eltern verständigt. Nach vier Tagen konnten wir sie in Begleitung ihres Vaters in den Zug setzen, der sie zurück nach Orissa brachte. Ein Fall mit Happy End, das allen Beteiligten in unserer Gemeinde neue Kraft schenkt für die nächsten schweren Aufgaben.

**i** Lesen Sie dazu bitte unseren Projektspendenaufwurf auf der Rückseite.

**Mary Purti, Sozial-  
arbeiterin der Gossner  
Kirche in Delhi**

## »Es fehlte uns nicht mehr als Alles«

Bethesda-Schule in Ranchi gestern und heute – Sanierung unumgänglich

Sie will nicht nur auf Hilfe von außen hoffen: Die Gossner Kirche hat selbst eine Spendenaktion ins Leben gerufen, um die Bethesda-Schule in Ranchi zu restaurieren. Die Schule steht für eine besondere Geschichte und vielleicht nun auch für einen neuen Aufbruch in der Gossner Kirche.

1847 schreibt Missionar Heinrich Batsch aus Ranchi an Missionsvater Goßner in Berlin. Er berichtet in dem Brief über die Arbeit in der ersten Missionsstation namens Bethesda: »Wir (Brandt und ich) waren mit zwei kleinen Häuschen ziemlich fertig, als wir am 14. Dezember den Grundstein zum Hauptgebäude legen konnten. Wir freuten uns, dass Sie (Goßner) schrieben, Sie hätten da gerade recht brünstig für uns beten müssen. Oft müssen wir ausrufen: Woher kommt uns das? ... Es fehlte uns nicht mehr als Alles. Aber seine Hand hat alles getan, wir hätten sonst davonlaufen müssen.« Nachzulesen in der Gossner-Zeitschrift »Die Biene auf dem Missionsfelde« aus dem Jahr 1847.

Weiter berichten die Missionare, wie sie Baumaterial beschaffen konnten, natürlich unter Gottes gnädiger Führung. Dank der frommen Tatkraft dieser Männer entstand die erste Kapelle in Ranchi, die zugleich als Schulraum genutzt wurde – die noch erhaltene Bethesda-Schule.

Mission und Bildung waren von Anfang an ein typisches Kennzeichen der Missionare Johannes E. Goßners, der in Berlin Kinderheime gegründet hatte. Eine Schule zu gründen, erforderte aber von den Missionaren in der Ferne einen langen Atem, wie sie ein Jahr später berichten. Sie sind selbst bei ihrer Arbeit Lernende: »Wir haben um Geduld und Liebe zu harren und das will oft nicht gelingen. Schlagen wir heut ein Kind, so fliegt es wie ein Lauffeuer umher und morgen ist die Schule leer.« Das mag uns heute schockieren. Aber es sei daran erinnert, dass noch 1979 ein Gericht in Bayern »ein gewohnheitsrechtliches Züchtigungsrecht« in der Schule einräumte. Erst 1980 wurde an deutschen Schulen die Prügelstrafe per Gesetz abgeschafft. Wie fortschrittlich scheinen hier die Missionare zu sein, die – so schreiben sie zumindest – in Geduld und Liebe die tragenden Erziehungsgrundsätze erkennen ...

Mit der Bethesda-Schule und ihrer Kapelle ist also eine besondere Geschichte verbunden.



**Mit dem Unterricht auf die Terrasse will die Bethesda-Schule erhalten. ein Schwerpunkt der Mission.**

Sie erzählt davon, dass die indische Gossner Kirche seit ihrer Gründung in der Tradition Goßners einen Bildungsauftrag wahrnimmt. Sie erzählt ein Stück pädagogische Geschichte in der Mission, und sie erzählt davon, dass man sich mit der Gründung von Schulen geistlich weltweit verbunden wusste.

Betritt heute ein Besucher das Bethesda-Gelände, findet er einen von großen Bäumen überschatteten Hof vor, der von drei Gebäuden umschlossen ist. Das mittlere Haus birgt jene Kapelle, über die in den alten Briefen berichtet wird. Leider sind die alten Lehm-mauern von 1847 von Termiten zerfressen, so dass sie das Dach des Gebäudes nicht mehr tragen. Der Unterricht ist zum Teil auf die Veranda und in andere Räume verlagert worden (wir berichten). Als die Leiterin der Be-



**ausgewichen: Die Gossner Kirche  
»Bildung für alle« war von Anfang**

thesda-Schule ihr neues Amt antrat, initiierte sie gemeinsam mit dem Generalsekretär der Gossner Kirche, Cyrill Lakra, ein Sanierungsprogramm: Das Dach soll neu gedeckt und zusammen mit dem gesamten Gebäude durch Stahlträger gestützt werden. Auch die Wände sollen neu aufgebaut werden. Die Kosten für die Gesamtbaumaßnahme belaufen sich auf rund 30.000 Euro.

Ein Spendenaufruf der Gossner Mission für die Dachsanierung im vergangenen Jahr erbrachte bis Ende April 12.180 Euro. »Dafür sind wir sehr dankbar«, betonte Cyrill Lakra bei seinem Besuch in Deutschland im März. »Wir haben uns in der Vergangenheit oft darauf verlassen, dass Geld für solche Maßnahmen aus Deutschland kommt. Doch wir wissen, dass viele Menschen in Deutschland

heute selbst sparen müssen. Daher wollen wir jetzt versuchen, ebenfalls Spenden in unseren Gemeinden einzuwerben. Es ist unsere gemeinsame Aufgabe, in der wir in einem neuen Geist verbunden sind.«

So hat die Bethesda-Schule in Ranchi am 24. Januar feierlich eine Spendenaktion begonnen. Flyer wurden verteilt, Dachziegel symbolisch verkauft. Ehrenamtlich Tätige begannen, Spenden einzuwerben. Sie ziehen nun im Kirchenbezirk zu Veranstaltungen mit eigens gedruckten Quittungsböcken und sammeln kleinere Barbeiträge ein. Bei einer ersten Aktion wurden immerhin bereits mehr als 1000 Euro gesammelt.

Viele der Ideen dafür stammen von Binkas Ekka. Er ist ein erfahrener Baufachmann und wurde zum »Technical Advisor,« zum technischen Berater, berufen. Er hat sich freiwillig für den Dienst der Bauplanung und Koordination gemeldet und verzichtet auf jegliche Entlohnung. »Möglicherweise werden die Baukosten durch ehrenamtliche Arbeitseinsätze von weiteren Gemeindegliedern noch sinken«, hofft er.

Der Einsatz für die Schule und für die Bildung ist ein wichtiger Dienst der Gossner Kirche an der Gesellschaft. Die Schule ist offen für Schüler aller Glaubensrichtungen. Es ist beeindruckend zu sehen, wie die Kirche das ganzheitliche Erbe der Missionare heute fortsetzt. Sie ergreift selbst Initiative, um die Schule zu erhalten, damit Lernen an einem guten Ort möglich wird. Wie einst die Missionare mit ihrem Vater

Goßner, so sind wir heute geistlich mit ihnen verbunden und stolz darauf, welche neuen Wege Gott in seiner Mission geht. Hoffentlich können wir am Ende gemeinsam sagen, was einst die Missionare schrieben: »Seine Hand hat alles getan, sonst hätten wir davonlaufen müssen.«

**Dr. Ulrich Schöntube,  
Direktor der  
Gossner Mission**

## Packen wir's gemeinsam!

Zunächst sollte nur das Dach der Bethesda-Mädchenschule in Ranchi saniert werden. Rund 15.000 Euro werden dafür gebraucht, 12.180 Euro wurden von den Gossner-Freunden in Deutschland bereits



zur Verfügung gestellt. Allen Spenderinnen und Spendern ein herzliches Danke! Nun haben Untersuchungen ergeben, dass das ganze Gebäude von Termiten zerfressen und in seiner Statik gefährdet ist, so dass der Schulträger, die Gossner Kirche, eine Gesamtsanierung angehen muss. Sie können mithelfen:

### **Unser Spendenkonto:**

Gossner Mission  
EDG Kiel  
BLZ 210 602 37, Konto 139 300  
**Kennwort: Schuldach Ranchi**





## Dorthin, wo der Tee wächst

### Hartes Leben in Assam – Gossner-Gemeinde feiert mit deutschen Gästen

**Vor mehr als hundert Jahren wurden zwei Millionen Menschen gewaltsam nach Assam gebracht. Heute feiern die Gossner-Gemeinden Jubiläum.**



Eigentlich hatte es »nur« eine Studienreise zur Gossner Kirche in Indien sein sollen, aber zu dieser Reise gehörte auch ein einwöchiger Trip nach Assam – und hier feierte nun gerade die Kirchengemeinde Tinsukia ihr 100-jähriges Bestehen. Und so wurden die deutschen Reisenden, die aus Lippe und aus Berlin kamen und von der erfahrenen Gossner-Reiseleiterin Ursula Hecker begleitet wurden, zu offiziellen »Jubiläumsabgesandten« der Gossner Mission.

Gefeiert wurde in Tinsukia zwei Tage lang: mit Gottesdienst und Empfang, mit Einweihung eines Gedenksteines, vielen Reden und kleinen Gastgeschenken. Die indische Gossner Kirche, die auf das Wirken der Gossner-Missionare zurückgeht und seit 1919 selbstständig ist, weist bereits in ihrem Namen darauf hin, dass sie nicht nur im Bundesstaat Jharkhand und der dortigen Bergregion Chotanagpur zu Hause ist, sondern auch ganz im Nordosten des Landes: »Gossner Evangelical Lutheran Church in Chotanagpur and Assam« – so ihr vollständiger

Name. Die ersten Missionare waren 1845 zunächst nach Chotanagpur gegangen, von dort siedelten einige ab 1902 nach Assam über, so dass verschiedene Kirchengemeinden dort nun nach und nach ihr 100-jähriges Bestehen feiern.

In Assam arbeiteten – und arbeiten bis heute – viele Christen in den Teegärten, die im 19. Jahrhundert von der britischen Kolonialmacht in Assam eingeführt worden waren. Als Teeplücker wurden damals vor allem Adivasi, Ureinwohner, rekrutiert. Ein Treck von zwei Millionen Menschen zog – meist

**» Ein Treck von zwei Millionen Menschen zog – meist dazu gezwungen – aus ihren Siedlungsgebieten in Chotanagpur nach Assam. 200.000 Adivasi starben dabei. «**

dazu gezwungen – aus ihren Siedlungsgebieten in Chotanagpur nach Assam. 200.000 Adivasi starben dabei. Später fielen Unzählige der harten, schweißtreibenden Arbeit in der ungewohnten feuchtheißen Schwüle der Subtropen zum Opfer. Vor allem das Gelbfieber war ein gefürchteter Feind. Hinzu kam, dass die Teeplückerinnen und



**Ein Gruß aus Lippe: Herbert Winkler gratulierte zum 100-jährigen Bestehen der Gemeinde. Rechts: Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten kamen Tausende aus der ganzen Umgebung.**

-pflücker Adivasi waren, also zur indigenen Bevölkerung gehörten und somit als Kastenlose eingestuft und innerhalb der hinduistischen Gesellschaft als Ausgestoßene betrachtet wurden. Als ihre Hilferufe um geisti-

gen Beistand immer lauter wurden, folgten ihnen ab 1902 Missionare nach Assam.

Heute ist die Gossner Kirche für Zehntausende Adivasi in Assam Heimat und Rückhalt. Sie unterhält Schulen, Gesundheitseinrichtungen und Gemeindezentren, organisiert Trainingsprogramme zur Stärkung der Gemeinden und der Einzelnen und setzt sich für die Rechte der noch immer unterdrückten

Teearbeiterinnen und -arbeiter ein. Kein Wunder also, dass auch die Gemeinde Tinsukia ihr Jubiläum ausgiebig feierte und dies »mit großer Innigkeit und Herzlichkeit« tat, wie Herbert Winkler, einer der deutschen Reisenden betont. Für die Reisegruppe waren die Jubiläumstage anstrengend,

»aber schön«.



Eine besondere Erfahrung für die Reisenden – nicht nur in Assam, sondern auch in anderen Gemeinden der Gossner Kirche: Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten mussten sie Hunderte von Händen schütteln. Auch diese Geste hat historische Wurzeln: Die christliche Botschaft brachte den Adivasi die Freiheit; sie fühlten sich nicht mehr als »Unberührbare«, sondern plötzlich geachtet, und sie durften anderen Christen die





Hand reichen. Das Händeschütteln hat daher heute noch immer eine große Bedeutung – und kann lange Zeit in Anspruch nehmen, wenn – wie in Tinsukia – Hunderte und Tausende von überall her zusammenkommen, um Gottesdienst zu feiern.

Der Bundesstaat Assam ist vom Subkontinent Indien fast vollständig abgetrennt durch den Staat Bangladesch und geht aufgrund seiner besonderen geographischen Lage häufig eigene Wege. Er gerät durch starke Zuwanderung aus anderen Teilen Indiens und aus den Nachbarstaaten – vor allem aus Bangladesch – immer wieder in Spannungen. Zeitweise überstieg der Bevölkerungsanteil der Bengalen in Assam gar die 50-Prozent-Marke. Tragfähige Strukturen für eine friedliche Koexistenz der vielen verschiedenen Völker in Assam müssen erst noch gefunden werden. In diesem vielfältigen Spannungsfeld bewegt sich auch die Gossner Kirche. ■

## Wahlen: Christen mit dem Tod bedroht

Die Bedrohung geht weiter: Im Bundesstaat Orissa wurden Christen nach Angaben des indischen Erzbischofs Raphael Cheenath durch Todesdrohungen davon abgehalten, zur Wahl zu gehen.

In Indien haben im April die Parlamentswahlen begonnen, die aus Sicherheits- und organisatorischen Gründen in fünf Etappen bis Mitte Mai abgehalten wurden. 715 Millionen Wähler durften abstimmen. Die Wahl war von Beobachtern angekündigt als Bewährungsprobe für die regierende Kongresspartei um Premier Manmohan Singh und seine Vereinte Fortschrittsallianz (UPA). Für die Hindu-nationalistische Indische Volkspartei BJP ging Oppositionschef Lal Krishna Advani ins Rennen. Der 81-jährige Rechtspopulist spielte im Wahlkampf die religiöse Karte aus: Religion solle in Zukunft in Indiens Politik eine stärkere Rolle einnehmen.

Im Bundesstaat Orissa war es in den Monaten zuvor wiederholt zu Christenverfolgungen gekommen, bei denen mehr als 100 Menschen starben und rund 50.000 Christen fliehen mussten (wir berichteten). Die erneute Drohung vor der Wahl aus der Führungsriege der BJP habe große Angst unter den Menschen ausgelöst, so der katholische Erzbischof Cheenath. Berichte über Todesdrohungen und andere Einschüchterungen waren vor allem aus der Region Kandhamal gemeldet worden, der Region Orissas, in der die meisten Christen leben. (Foto: Bange Mienen im Flüchtlingslager.)





## Wie neugeboren

### Frauen leiden jahrelang – Spenden bedeuten Start in ein neues Leben

Die Frauen leiden still. Manchmal über Jahrzehnte hinweg. Denn ein Gebärmuttervorfall macht das Leben für die Betroffenen oft zur Qual: Schmerzen, Scham, Folge-Erkrankungen; die Angst, vom eigenen Mann verstoßen zu werden. Dank Unterstützung durch die Gossner Mission konnte das Missionshospital in Chaurjahari in Nepal nun 47 Frauen den Start in ein neues Leben schenken.

Sitali ist 42 Jahre alt und Mutter von vier Kindern. Ihr Mann ist Fischer; außer seinem Fischernetz besitzt er nichts. Täglich



geht er zum Fluss, und abends bringt er die gefangenen Fische heim, um sie gegen andere Lebensmittel einzutauschen. Sitali hilft ihm dabei. Geld erhält die Familie nicht. Und ihr Mann fängt in dem kleinen Flüsschen so wenig, dass es oft nicht einmal für die eigene Familie reicht.

Sitali hat ihrem Mann nie erzählt, dass sie einen Uterus-Vorfall hat, denn es war kein Geld da, um die Operation zu bezahlen. So litt sie lieber still; arbeitete weiter mit großen Beschwerden im Haushalt und auf dem eigenen kleinen Feld.

Gebärmuttervorfälle gehen in vielen Fällen einher mit starken Rückenschmerzen, mit Blasenproblemen und Darminkontinenz. Die Beschwerden führen zu einer erheblichen Beeinträchtigung. Der Alltag wird zum Problem. Die Betroffenen ändern ihr Leben. Sie ziehen sich sozial zurück. Sie trinken

wenig, was oftmals zu Folgeerkrankungen durch Austrocknung führt. Viele Frauen leiden daher zusätzlich an Nieren- und Blasensteinen sowie an Harnwegsinfektionen.

In Nepal kommen weitere Probleme hinzu. Hier leiden rund zehn Prozent aller Frauen im Alter zwischen 15 und 45 Jahren an einem Uterusvorfall, weil sie auch während der häufigen Schwangerschaften und unmittelbar nach der Geburt harte körperliche Arbeit verrichten müssen. Eine Operation kommt aus Geldnot oftmals nicht in Frage. Und so sind sie mit ihren Schmerzen und Sorgen allein. Denn sie trauen sich nicht, mit ihrem Mann darüber zu reden – nicht nur aus Schamgefühl, sondern auch, weil sie fürchten, von ihm verstoßen zu werden.

Aus diesen Gründen hat das Missionshospital Chaurjahari, das von der Gossner Mission unterstützt wird, beschlossen, hier gezielt zu helfen. Das kleine Hospital liegt abseits in den Bergen im Rukum-Distrikt. Die meisten der Patientinnen und Patienten, die hierher kommen, sind bitter arm und können weder lesen noch schreiben. Mit ihren gesundheitlichen Sorgen

wenden sie sich oftmals an die traditionellen Heiler in ihren Dörfern – die dann eben doch nicht weiterhelfen können. So nehmen die Menschen – oft nur in dringenden Notfällen – den langen Fußmarsch auf sich, um in Chaurjahari behandelt zu werden.

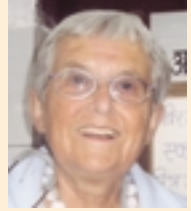
Um niemanden aus finanziellen Gründen abweisen zu müssen, hat das Krankenhaus einen Notfonds eingerichtet, aus dem Behandlung und Medikamente für all die bestritten werden, die selbst nicht dafür aufkommen können. Dieser





## Hilfe geht weiter

Die Filderstädter Ärztin Dr. Elke Mascher, die im vergangenen Jahr mit Unterstützung der Gossner Mission drei Monate am Missionshospital Chaurjahari in Nepal tätig war, plant im Sommer 2009 einen zweiten Einsatz in dem kleinen Krankenhaus in den nepalischen Bergen. Die Gossner Mission bedankt sich herzlich bei Frau Dr. Mascher und bittet zugleich um Spenden für den Notfonds des Krankenhauses.



Bitte helfen Sie mit! Schenken Sie Menschen in Nepal den Start in ein neues Leben.



**Unser Spendenkonto:** Gossner Mission, EDG Kiel,  
BLZ 210 602 37, Konto 139 300.  
Kennwort: **Missionshospital Nepal.**

Notfonds wurde im vergangenen Jahr durch die Spenden der Gossner-Freunde kräftig aufgestockt, so dass zahlreichen Patienten geholfen werden konnte (siehe Ausgabe 1/2009). Auch bittet das kleine Krankenhaus, das nur über einen Arzt verfügt, immer wieder um die Mithilfe von ausländischen Fachärzten.

Nachdem nun so viele Spenden aus Deutschland eingegangen waren und sich ein französischer Chirurg für einen mehrwöchigen Einsatz gefunden hatte, konnte sich das Hospital im Frühjahr in einer konzertierten Aktion dem Problem des Uterusvorfall widmen. 47 Frauen wurden im März operiert. Die Kosten für OP sowie Vor- und Nachbehandlung wurden aus dem Notfonds bestritten.

Sitali hörte von der geplanten Aktion eines Abends in ei-

ner Radiosendung – und traute sich endlich – nach 14 Jahren –, mit ihrem Mann zu reden. Die beiden entschlossen sich, nach Chaurjahari zu gehen. Als sie zum Krankenhaus kamen, fragten sie zunächst genau nach: »Stimmt es, dass ein Uterusvorfall jetzt hier umsonst operiert wird?« Die Angestellte lächelte beruhigend zurück. So ließ sich Sitali vom Arzt untersuchen. Dieser stellte eine Uterusentzündung fest, verschrieb ihr für eine Woche Antibiotika und nahm sie im Krankenhaus auf. Nachdem die Infektion ausgeheilt war, wurde sie operiert. Ihr ältester Sohn spendete Blut für sie. Ihr Mann brachte täglich das Essen von zu Hause und war dafür jeweils vier Stunden unterwegs. Sitali aber lag lächelnd in ihrem Krankenhausbett... Insgesamt kostete ihre Behandlung 19.555 nepalische Rupien, rund 200 Euro.

So wie Sitali machten sich später weitere 46 Frauen nach der Operation glücklich lächelnd

wieder auf in ihr Heimatdorf. Etwa die 50-jährige Juhpi, die 18 Jahre lang unter starken Beschwerden litt und nun für umgerechnet 110 Euro behandelt werden konnte; oder Parbati, die neun Kinder großgezogen hat; Parbita – 25 Jahre alt und seit neun Jahren verheiratet; Deepa, deren Uterus infiziert war und die zuvor vergeblich den Dorfheiler aufgesucht hatte; Tika, die mit ihren 22 Jahren schon fünf Kinder hat und hart auf dem Feld arbeiten muss; Dansari, 60, deren Beschwerden schon nach der Geburt des ersten Kindes vor mehr als 30 Jahren begannen; Sita, 30 Jahre alt und siebenfache Mutter, die nach der Operation sagte, sie fühle sich »wie neugeboren« ...

Sie alle bedankten sich herzlich beim 35-köpfigen Krankenhaussteam, besonders beim Arzt Dr. Bernard Geffe – und bei den Spenderinnen und Spendern, die die Behandlung möglich gemacht haben! ■

**Fotos (von li. nach re.): Sitali (42), Dansari (60), Tika (22).**

Sambia

# Von **Frau** zu **Frau**



## Tomaten pflanzen und Ziegel brennen: Gemeinsam geht 's besser

Am Anfang war Mrs. Mwanza jeden Tag unterwegs. Zu Fuß. Meist abends, Stunde um Stunde. Immer auf der Suche nach Gesprächspartnerinnen, die sie von der Bedeutung eines Frauennetzwerkes überzeugen wollte. Heute, drei Jahre später, kann die Ehrenamtlerin auf rund 300 Frauen in der Region Kafue bauen. Eine Erfolgsstory, die von der Gossner Mission mitinitiiert wurde.

Es gehört mit zu den Zielen des »Community Development Departments«, das von der Gossner Mission und der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) getragen wird, Frauengruppen zu initiieren, die sich nach dem Prinzip der von Friedensnobelpreisträger Yunus gegründeten Grameen-Bank zu Spargruppen zusammen schließen. Die Frauen zahlen regelmäßig Minimalsummen in die Gruppenkasse ein und können sich so reihum kleine Darlehen für Anschaffungen gewähren. Sie lernen zu sparen, aber auch, sich gegenseitig zu unterstützen, Sorgen und Freude über Kinder und Enkel auszutauschen, demokratische Rollenverteilungen zu

nutzen, »Geldgeschäfte« zu diskutieren und, um eine Kontrolle über ihre Ersparnisse zu haben, lernen sie auch, Buch über Einzahlungen, Kredite, Zinsen und Rückzahlungen zu führen.

Vor zwei Jahren waren es in der Kafue-Region vier Gruppen mit insgesamt sechzig bis siebzig Frauen, die alle noch in ihren ersten Gründungsansätzen steckten, trotzdem bereits erste Erfolge vorweisen konnten und vor allem von der Idee so begeistert waren, dass sie andere Frauen überzeugen konnten.

Heute sind es fast dreißig Gruppen, mit mehr als 300 Frauen in den ländlichen und stadtnahen Randbezirken in und um Kafue herum. In den ländlichen Bezirken sind die Gruppen eher auf Einkommen durch Landwirtschaft und Gartenbau fokussiert, in stadtnahen Randbezirken auf Produktion und Handel.

Ländliche Siedlungen in Sambia darf man sich nicht als ein Dorf im deutschen Sinne vorstellen. Entlang der Straßen stehen Ansammlungen von grob gebauten winzigen Häusern, mit Stroh- oder Blechdach; weiter weg, nur wenige

Kilometer von den Hauptverkehrsadern entfernt, sind es weit verstreute Familienansiedlungen von zwei, drei Lehmhütten. Von Familie zu Familie können es einige Kilometer sein, die jede Frau, die an einem Treffen teilnehmen möchte, zu Fuß zurücklegen muss.

### Community Development Department

Gemeinsam haben die Gossner Mission und die Vereinigte Kirche von Sambia (UCZ) vor einiger Zeit ein anspruchsvolles Programm zur Armutsreduzierung entwickelt. Um das Vorhaben gezielter angehen zu können, wurde vor vier Jahren in der UCZ eine eigene Abteilung zur Gemeinwesenentwicklung gegründet, das »Community Development Department«, das von beiden Initiatoren gemeinsam getragen wird. Hier arbeiten Barbara Stehl von der Gossner Mission und Pfarrerin Rose Nsofwa von der UCZ. Zu den Zielen gehören u. a. Bildung und Weiterbildung, Gesundheitsvorsorge und Förderung von Kleinstunternehmen. Die Förderung von Frauen besitzt einen besonders hohen Stellenwert.



**Eine Frau mit »Power«: Mrs. Mwanza gehört zu den aktivsten Frauen von Kafue ... Kleines Foto: Über Ein- und Ausgaben sowie Zinsen und Rückzahlungen wird genau Buch geführt.**

Auch die drei Gruppenkoordinatorinnen (»community facilitator«) radeln häufig weite Strecken mit ihren Fahrrädern, um neue Gruppen zu beraten, Vorschläge zum »business« zu diskutieren, neu erworbenes Wissen weiterzugeben und Erfahrungen zu teilen. Zu ihnen gehört auch Mrs. Mwanza, die heute nicht mehr zu Fuß unterwegs sein muss, sondern als Anerkennung für ihr Engagement und zur Erleichterung ihrer Arbeit ein Fahrrad erhalten hat und dieses – »jetzt, wo alles gut läuft«, wie sie sagt – nur noch an drei Tagen in der Woche zum Einsatz bringen muss.

Unterstützt werden die Gruppenkoordinatorinnen von einer Projektkoordinatorin, die das Bindeglied zwischen den verschiedenen Gruppen sowie zum Büro des »Community Development Department« in Lusaka ist.

Die Selbsthilfegruppen sind nicht nur in ihrer Anzahl, sondern auch in ihren Aktivitäten gewachsen. Aus den anfänglichen Spargruppen sind Kleinstunternehmen entstanden. Das zurzeit erfolgreichste Kleinstunternehmen, nahe an der Hauptstraße nach Kafue, stellt gebrannte Ziegelsteine aus Lehm her. Nachdem diese Idee gereift war, wurde der traditionelle Verwahrer des Landes, der »headman«, um Erlaubnis gebeten, den Lehm abbauen zu dürfen. Zudem erhielt die Gruppe in Ergänzung zu ihren Ersparnissen ein Startkapital vom Department, um Wasserkanister, Pressformen und Holz zum Brennen der Ziegel kaufen zu können.

Die Frauen helfen sich gegenseitig, die Steine in Handpres-



**Die Frauen von Kafue bewegen viel: Gemeinsam brennen sie Ziegel (unten) und reinigen Abwasserkanäle.**

sen herzustellen, aufzuschichten und zu brennen; ihr Gewinn aber ist individuell. So brennt jede Frau ihre eigenen Ziegel. Verkauft werden sie per Stück; für tausend Kwacha, wenn sie ganz und intakt sind, für die Hälfte, wenn sie gebrochen sind. Ein Stapel gebrannter Ziegel besteht aus ungefähr 1600 Steinen, und so liegt der Rohverdienst dafür bei ein bis anderthalb Millionen Kwacha, 150 bis 200 US-Dollar. Für einige der Frauen eine schwindelerregende Summe. Doch obwohl sicherlich manche Frau gerne den

Reingewinn für den eigenen Haushalt nutzen würde, haben inzwischen alle gelernt, dass ohne Einsatz von Kapital, so gering es auch sein mag, kein Gewinn zu erzielen ist. Und so legen mittlerweile alle ganz selbstverständlich einen Teil des Gewinns zurück, um die Schulden zurückzuzahlen und einen Investitionsstock zu behalten. Von dem Rest des Gewinns aber profitiert die Familie.

Die meisten Frauengruppen gehen jedoch der herkömmlichen Art von »Geschäften« nach. Für die Darlehen aus der Spargruppe kaufen sie ein kleines Stück Land, Samen und Setzpflänzchen; sie bauen Gemüse, Obst und Hülsenfrüchte an und



verkaufen diese an kleinen, notdürftig zusammengebauten Verkaufsständen entlang der Straße oder auf dem zentralen Markt in Kafue.

Ein Markt in Sambia ähnelt einem Markt in Deutschland oder Europa in seinem bunten und geschäftigen Treiben, hat aber wenig mit dessen Struktur gemein. So bestehen die Stände meist aus einfachen Holzpfehlern und Plastikplanen; die Straßen sind nicht gepflastert, die Abflusskanäle und sanitären Anlagen nicht gewartet und daher häufig verstopft. In der Regenzeit kommt es dann zum Versanden und zum Überlaufen der Kanäle, was dazu führt, dass Abfälle die Plätze und Straßen überschwemmen und zu einem Gesundheitsrisiko werden.

Eine der Gruppen in Kafue, zu der überwiegend Marktverkäuferinnen gehören, beschloss, hier Abhilfe zu schaffen. Alle trafen sich an einem Samstag mit Spitzhacke und Schaufel, um Wassergräben und Abflüsse freizuschäufeln. Die Stadträtin von Kafue war eingeladen, sich von dem Arbeitseinsatz zu überzeugen, um im Stadtrat für weitere Hilfe zur Verbesserung der Infrastruktur auf dem Markt und um den Markt herum zu werben. Sie kam nicht nur um zu sehen, sondern auch um selbst eine Schaufel in die Hand zu nehmen und ist seitdem für die Frauen in Kafue ein wichtiges Bindeglied zu einer staatlichen Instanz, auf die sie bauen können.



## Neue Leitung für unser Büro in Lusaka

Aus einer Reihe von Bewerbern haben Vorstand und Nominierungsgremium der Gossner Mission die neuen Leiter des Gossner-Verbindungsbüros in Lusaka ausgewählt: Dr. Wolfgang Bohleber und seine Frau Eva Schindling werden das Büro in Sambia im November für drei Jahre übernehmen und damit die Nachfolge von Brigitte Schneider-Röhrig und Peter Röhrig antreten. Dr. Bohleber, Theologe und Politikwissenschaftler, war zuletzt für den Verband Berlin-Brandenburgischer Mitgliedsunternehmen tätig. Seine Frau hat in freier Tätigkeit u. a. Coaching für Leitungskräfte, Mediation und Organisationsberatung angeboten.



»In der praktischen Entwicklungsarbeit wollen wir gerne eine konstruktive, kritische Begleitung der sambischen Partner in den Vordergrund stellen«, so das Ehepaar, das seit vielen Jahren in Berlin wohnt und sich auf seine neue Aufgabe freut.

Die beiden lösen Peter Röhrig und Brigitte Schneider-Röhrig ab, die seit vier Jahren in Sambia unsere bewährten Manager vor Ort sind und immer alles im Blick und alles im Griff haben. Peter Röhrig hat im vergangenen Herbst seinen 70. Geburtstag gefeiert, was ihn und seine Frau dazu bewegte, schweren Herzens von der ihm angebotenen Verlängerung des Vertrages abzusehen. Nach der Rückkehr nach Deutschland will der Gossner-Mitarbeiter und frühere Landesdirektor des Deutschen Entwicklungsdienstes (ded), der die ded-Büros in Sambia, Palästina und Vietnam leitete, sich ehrenamtlich für die Gossner Mission engagieren.

Künftig sollen die Abwasserkanäle befestigt und Mülldeponien angelegt werden, so dass in der nächsten Regenzeit das Wasser nicht länger eine Gefahr bedeutet. Die »Hilfe zur Selbsthilfe« hat hier nicht nur den Frauen selbst, sondern vielen Menschen in Kafue geholfen.

**Barbara Stehl,  
Mitarbeiterin der  
Gossner Mission, Lusaka**

# Plötzlich huscht ein Lächeln übers Gesicht

## Krank, keine Eltern, keine Schule: Steven (17) braucht Hilfe

Steven ist 17, behindert und elternlos. Meist ist seine Miene düster. Aber seit einigen Monaten huscht manchmal ein Lächeln über sein Gesicht. Warum ich von ihm erzähle? Weil neben allen Plänen und Konzepten es auch die kleinen Geschichten am Rande sind, die uns als Gossner-Mitarbeiter in Sambia beschäftigen.

Die Hauptperson dieser Geschichte ist also Steven. Mein Mann Peter traf Steven zum ersten Mal am Rande eines Fußballspiels im Projektgebiet Naluyanda. Steven ist 17, spricht kein Englisch, ist nie zur Schule gegangen. Beide Eltern sind gestorben, er lebt in der Großfamilie, die sich, so der Eindruck, nicht so um ihn kümmert wie um die eigenen Kinder. Wenn die anderen Jungs der Familie rumhängen oder Fußball spielen, ist er irgendwo auf dem Feld und hütet Ziegen. Er ist spastisch und humpelt, manchmal hat er epileptische Anfälle.

Als Peter ihn das erste Mal sah, saß er an eine Hütte gelehnt auf dem Boden und hatte Schmerzen; sein Gesicht war verdunkelt, ein großer Zeh war total vereitert und auf die doppelte Größe angeschwollen. Im Unterschenkel des anderen Beins hatte er zwei fingerdicke Löcher, ein Stich oder Biss, mit dreckigen Fingern aufgekratzt. Das war vor anderthalb Jahren. 18 Monate keine Behandlung. Keiner kümmerte sich um ihn. Zu Fuß einen Arzt aufsuchen, war Steven nicht möglich. Zwei Stunden Fußmarsch? Bei den Schmerzen? Nicht zu machen.

Erster Schritt: Ihn zur »Naluyanda Health Clinic«, der Gesundheitsstation in unserem Projektgebiet (und wieder zurück), bringen: Nach vier Wochen waren die beiden Löcher zugeheilt. Als wir ihn das erste Mal danach wieder trafen, huschte ein Lächeln über sein sonst düsteres, verdunkeltes Gesicht. Den Zeh aber konnte die Gesundheitsstation nicht behandeln, zu kompliziert. Eine Operation war nötig.

Also brachten wir ihn nach Lusaka. Zweimal wurde ein Operationstermin angesetzt, zweimal platzte er. Das hieß: Für jeden Termin die Strecke Lusaka – Naluyanda, Luftlinie vielleicht 20 Kilometer, aber zum Teil nur im Schrittempo befahrbar, viermal fahren. Die Großtante, die ihn beim ersten Arztbesuch in die Großstadt begleiten sollte (Steven war vorher noch nie in Lusaka), stieg bei der ersten Fahrt irgendwo an einer roten Ampel aus und verschwand wortlos.

Normalerweise kümmern sich die Großfamilien besser um ihre Familienmitglieder. Nach einem »ernsten« Appell an die Älteren der Großfamilie wird Steven jetzt zum Arzt immer begleitet.

Schließlich wurde der Zeh operiert und Steven zwei Tage stationär behandelt. Jetzt muss der Zeh endgültig ausheilen, was nicht ganz einfach ist: Die Operationswunde soll immer sauber sein. Aber wie ist das umzusetzen mitten in Naluyanda, ohne sauberes Wasser, barfuß, auf staubigem Boden? Der nächste Schritt wird eine Operation des Fußes sein. Der Orthopäde sagt, eine Operation könnte das Humpeln fast ganz beseitigen. Den spastisch angewinkelten Arm will er nicht operieren. Das mache sieben, acht Operationen nötig; die Erfolgsquote sei nicht sehr hoch, dafür aber das Risiko und die Kosten.

Steven spricht Chi-Nyanja, eine der sieben Hauptsprachen Sambias. Wir haben ein entsprechendes Lehr- und Lernbuch für Anfänger gekauft. Jetzt haben wir auch eine Vorschullehrerin gefunden, die ihn in Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet.

Peter fährt einmal die Woche, unregelmäßig, bei ihm vorbei. Steven hat jetzt eine Tasche, in der er ein paar kleine private Dinge verschließen kann; eine Dynamo-Taschenlampe, die unbegrenzt ein kleines Licht gibt (in seinem Dorf



**Steven (vorn im orangefarbenen Shirt) inmitten seiner Großfamilie.**

und in in weiten Teilen Naluyandas gibt es keine Elektrizität); ein T-Shirt mit »Beckham 23« drauf; ein Paar schöne Second-Hand-Turnschuhe (seine ersten Schuhe überhaupt); ein ABC-Poster mit »A wie apple« und einem gemalten Apfel darauf bis Z wie Zebra. Peter bringt ihm außerdem

manchmal ein bisschen Obst mit. Und jedes Mal hat Steven ein Lachen im Gesicht, das Peter als Belohnung empfindet.

Ob man Steven später auf eine Behindertenschule schicken kann, weiß ich nicht. Da käme zu den geringen Kosten, die Steven im Moment bereitet, ein dickerer Geldbatzen hinzu.

Aber vergessen werden wir Steven nicht, auch wenn wir nicht mehr hier sind.

**Brigitte Schneider-Röhrig, Gossner-Mitarbeiterin in Sambia**

## Wiesbaden: Projekte besucht

Zwei Wochen lang war die kleine Reisegruppe aus der Versöhnungsgemeinde Wiesbaden auf Begegnungsreise in Sambia unterwegs. Begleitet von der Gossner-Mitarbeiterin und Sambia-Expertin Alice Strittmayer erkundeten die Reisenden u. a. Projekte im Dorfgebiet Naluyanda und im Gwembe-Tal. Natürlich blieb auch Zeit, um die landschaftlichen Schönheiten zu bewundern. Die Versöhnungsgemeinde Wiesbaden unterstützt die Sambia-Arbeit der Gossner Mission seit vielen Jahren.

### Auf Reisen



## Lage/Lippe: »Villa Kunterbunt« lädt ein




Einen »Fast-umsonst-Laden« hat die Selbsthilfegruppe für Hartz IV-Empfänger und Geringverdienende in der Marktkirchengemeinde in Lage/Lippe eröffnet. Der Laden mit dem Namen »Villa Kunterbunt« ist speziell auf die Bedürfnisse von

Kindern, die an der Armutsgrenze leben, zugeschnitten. Gespendete Kleidung, Spielsachen und Schulartikel werden gegen eine Spende an Interessierte abgegeben. Zugleich haben Besucher die Möglichkeit, sich im Gemeindehaus-Bistro zu stärken und sich mit anderen auszutauschen.

Die Selbsthilfegruppe, die seit Jahren vom Referenten der Gossner Mission für Gesellschaftsbezogene Dienste, Michael Sturm, begleitet wird, hatte gemeinsam mit dem Diakonieausschuss der Gemeinde ein Konzept entwickelt, das auch die Zustimmung des Kirchenvorstandes fand. So stellte die Kirchengemeinde einen Raum im Gemeindezentrum für die »Villa Kunterbunt« zur Verfügung, und die Schützengilde unterstützte das Vorhaben mit einer Spende von 940 Euro. In der Gemeinde begreift man das Projekt »als Chance, miteinander ins Gespräch zu kommen, zu teilen und soziale Grenzen zu überwinden«.

### Vor Ort


 [www.reformiert-in-lage.de](http://www.reformiert-in-lage.de)

## Cyryll Lakra: Über Lage der Christen berichtet

Rund zwei Wochen lang besuchte Cyryll Lakra, Generalsekretär unserer indischen Partnerkirche, im März Gemeinden und Gruppen in Deutschland. Themenschwerpunkt bei den Gesprächen waren meist die Christenverfolgungen in Indien, die im vergangenen Sommer und Herbst rund 100 Christen vor allem im Bundesstaat Orissa

das Leben kosteten. Noch immer harren Tausende Christen aus Angst vor der Heimkehr in notdürftig errichteten Flüchtlingslagern aus.



 Weitere Infos: [www.gossner-mission.de/pages/indien/news.php](http://www.gossner-mission.de/pages/indien/news.php)

## Die Orgeln warten

Nach einer dreijährigen Qualifikation in »Orgelpflege und Orgelreparatur« wurde Manish Kachap (Foto: links) in Berlin nach Indien verabschiedet. Der junge Inder war im Rahmen des Projekts »Kirchenmusik und Gemeindeerneuerung«, das von der Gossner Mission mitgetragen wird, vom Berlin-Brandenburger »Arbeitskreis Indien« nach Deutschland eingeladen worden, nachdem zuvor der Rheinsberger Kantor Hartmut Grosch in verschiedenen Gotteshäusern der indischen Gossner Kirche Orgeln erneuert hatte. Diese werden nun künftig von Manish Kachap vor Ort gepflegt und repariert werden können.



## Danke

### Ultraschallgerät fürs Hospital in Nepal

Glücklich zeigte sich Dr. Elke Mascher, die im Sommer ein zweites Mal zu einem Ärzte-Einsatz nach Nepal geht (s. Seite 12), dass sie neben großen Säcken voller Kinderkleidung auch ein Ultraschallgerät auf die Reise ins Missionshospital Chaurjahari senden kann. Ein Orthopäde aus Karlsruhe, der in Ruhestand geht, hat von Chaurjahari gehört und dem Hospital das Gerät vermachte. Das kleine Krankenhaus besitzt bislang nur ein einziges Ultraschallgerät und ist immer in Sorge, dass dieses ausfallen könnte. Dr. Maschner: »Und wenn man weiß, dass jeden Morgen mindestens zehn schwangere Frauen vor der Tür stehen, die zur Vorsorge kommen, dann kann man sich vorstellen, wie wichtig ein solches Gerät ist!«



### Ehrentrup: Hüte aus Tezpur

Dass Besuch aus Indien ansteht, das ist für die Grundschüler in Lage-Ehrentrup schon beinahe Normalität. Im März konnten sie sich zum achten Mal über einen Gast von der Gossner Kirche freuen: Generalsekretär Cyrill Lakra nahm sich Zeit und genoss mit den Drittklässlern u. a. ein indisches Mittagessen. Zu Gast war aber auch Herbert Winkler aus Bad Salzuflen, einer der Reiseteilnehmer, die im Februar mit der Gossner Mission nach Indien gereist waren (s. Seite 8). Die lippischen Reisenden hatten in der Partnerschule in Tezpur/Assam Spenden aus Ehrentrup überreicht und brachten nun Gegengeschenke von dort mit: u. a. typische Assam-Hüte, aber auch Briefe und Poster von der Schule in Tezpur. (Foto: die Reisegruppe in Tezpur).



# Mission als Botschaft der

## Horst Symanowski starb in Mainz: Seine Ideen



**Hoffnung**  
wirken fort

Für Horst Symanowski war das die Hoffnung auf die Welt verändernde Wirkung des Evangeliums, und für viele Menschen, mit denen er arbeitete, zusammenlebte oder umging, erwies diese seine Hoffnung sich als ansteckend.

Es war noch in der Entstehungszeit seines Zentrums, Anfangs der 50er Jahre, als ich ihn bei einem seiner Vorträge kennen lernte, mit denen er um Förderung des Projekts »Gossnerhaus Mainz-Kastel« warb. Das war im Hotel und Wohnheim »Evangelisches Hospiz« in Wiesbaden. Hier traf sich ein Kreis von – ich nenne es mal so – christlicher

Prominenz namens »International Christian Leadership Council (ICL)« zum Frühstück mit Programm.

Zum Vortrag hier hatte den Pfarrer ein Teilnehmer des Kreises vermittelt, Herr Dyckerhoff, Chef der gleichnamigen Zementfabrik. In dieser Fabrik hatte Horst Symanowski nach der Ankunft mit seiner Familie aus Berlin als Hilfsarbeiter gearbeitet, um Boden unter den Fü-

ßen zu gewinnen. Und von seinen Erfahrungen mit den Arbeitskollegen, von deren Ansichten über das Leben und über die Kirche berichtete er hier. Und er erzählte auch von den ökumenischen Aufbauarbeiten, mit deren Hilfe das neue Gossnerhaus in Mainz-Kastel entstehen sollte.

In Horst Symanowskis Vortrag war damals seine kirchenkritische Position noch nicht sehr ausgeprägt. Aber seine Hinweise auf oftmals weltfremde Predigten ließen die Reaktionen aus dem Kreis zunächst zurückhaltend ausfallen. Immerhin erinnerten sich einige

**» Nicht wir haben Christus zu den Menschen zu bringen, sondern ihm dorthin zu folgen, wo er immer schon ist – bei den Menschen am Ort ihrer Arbeit, ihrer Leiden und Kämpfe. «**

der Zuhörer an die Berichte über französische Arbeiterpriester, und das schien eine Brücke zum Verständnis zu werden: Mission nicht mehr nur in Übersee, sondern hier unter kirchenfremden Arbeitern – das konnte nicht falsch sein, und dafür waren sicher

Horst Symanowski starb im gesegneten Alter von 97 Jahren. Der auf sympathische Weise streitbare Verfechter eines neuen Begriffs von Mission hat durch fast drei Jahrzehnte das Arbeitszentrum West der Gossner Mission in Mainz geleitet. Für sein Verständnis von Mission hat er dabei oft auf das Bibelwort 1. Petrus 3,15 hingewiesen: »Seid immer bereit, Antwort zu geben jedem, der euch nach dem Grund der Hoffnung fragt, die in euch ist«.

auch ungewohnte Formen und Funktionen hinzunehmen.

Erst einige Jahre nach diesem Auftritt änderte sich der Schwerpunkt der Diskussionen mit und um Horst Symanowski. Inzwischen stand in Mainz-Kastel sein Gossnerhaus, ein stattliches Heim für Jungarbeiter und Auszubildende und genug Raum für Mitarbeiter mit Fami-

es um Mission heute in der kirchlichen Praxis ging.

Denn nach Horst Symanowskis Verständnis enthält christliche Mission als Botschaft der Hoffnung im Sinne von 1. Petr. 3,15 auch den Auftrag, Menschen zu helfen, eine ausweglose, aussichtslose, eine hoffnungslose Situation zu überwinden. Auf wen traf das mehr

zu als auf die Massen ungelerner Arbeiter und Arbeiterinnen im Industrieviertel rund um das Symanowski-Seminar? Sollten doch auch sie mündige Mitglieder einer Gesellschaft mündiger

Menschen sein und nicht entmündigte Bestandteile einer Maschinerie.

Die ansteckende Hoffnung des Evangeliums muss sich also im Zusammenleben und -arbeiten von Menschen nachhaltig positiv auswirken. Und so müssen beide, Gesellschaftskritik und Kirchenkritik, aufeinander

bezogen und orientiert sein. Im Mainzer Industrieseminar der Gossner Mission führte dies schließlich zu dem Ruf nach unmittelbarer Mitbestimmung der Beschäftigten bei ihren Arbeitsbedingungen. Die »Mitbestimmung am Arbeitsplatz« kam als Forderung diesmal nicht aus Gewerkschaft oder Politik, sondern aus der kirchlichen Beobachtung gesellschaftlicher Verhältnisse.

Den Fabrik-Arbeitsplatz der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der diese Diskussion veranlasste, gibt es heute so kaum noch. Es bleibt aber die Forderung, dass Theologie und Kirche ihren Blick auf Wirtschaft und Gesellschaft »nach unten« gerichtet halten, wo sich zeigt, für wen Hoffnung rar wird und wer auf der Strecke bleibt.

Horst Symanowskis Anstöße wirken nach. Viele damalige Seminar-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer treffen sich bis heute alljährlich im Gossner-Konvent. In den Treffen werden Diskussion und Beobachtung der weiteren Entwicklung im

### » Eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich in die Trümmer und Kellerlöcher zu den Menschen zu setzen, hat das Recht verspielt, später an die Türen der Häuser zu klopfen. «

Horst Symanowski 1949 in einem Vortrag an der Uni Mainz

lie und für Gäste. Und hier eröffnete er bald darauf auch das »Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft« mit Halbjahres-Fortbildungskursen für Pfarrerinnen und Pfarrer aus den Landeskirchen, auch aus der Ökumene, später ergänzt durch Industriepraktika für Theologie-Studierende. Die Berichte der Teilnehmer über die damals trostlose Welt der Fabrikarbeiter und die anschließenden Diskussionen mit Fachreferenten führten dazu, dass die Frage nach der Veränderbarkeit der Arbeitswelt zunehmend mehr Raum bekam, wenn

**Das frühere Gossner-Haus in Mainz-Kastel.**

**Foto Seite 22/23:  
Horst Symanowski (rechts) 1954 im Gespräch mit einem finnischen Pfarrer: Die Mainzer Arbeit zog Interessierte aus der ganzen Welt an.**



## Im Glauben Kraft und Freiheit gefunden

Horst Symanowski war Gründer der Gossner Arbeit in Mainz und trug den von der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem verliehenen Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern«, da er und seine erste Frau Isolde während des Dritten Reiches unter Lebensgefahr Juden versteckt und vor dem Tod bewahrt hatten. Noch im November 2008 wurde er in Berlin als »stillter Held« der NS-Zeit geehrt.

Horst Symanowski wurde am 8. September 1911 in Nikolaiken (Masuren) geboren. Als Pfarrer wurde er zu Kriegsbeginn zur Wehrmacht eingezogen, dann aber schwerverletzt entlassen. Da er NS-Gegner und Mitglied der Bekennenden Kirche und mehrfach verhaftet worden war, konnte er nicht in der – gleichgeschalteten – Kirche arbeiten. Er fand eine Anstellung bei der Gossner Mission und konnte hier Kontakte zu Menschen knüpfen, die bereit waren, Juden zu verstecken. Nach dem Krieg reiste Symanowski im Auftrag der Gossner Mission mit seiner Familie ins Rhein-Main-Gebiet, wo er sich seinen Lebensunterhalt – in einem Zementwerk – selbst verdiente. Das brachte ihm den Beinamen »Zementpfarrer« ein.

Doch statt in Mainz Spenden für die Übersee-Arbeit zu sammeln und ein Studentenwohnheim für zukünftige Missionare aufzubauen, wollte er im von ihm gegründeten Mainzer Gossnerhaus

das distanzierte Verhältnis zwischen Kirche und Arbeitswelt aufbrechen. U. a. organisierte er 18 Ökumenische Aufbaulager, die theologische und praktische Arbeit miteinander verbanden, und rief Industriepraktika ins Leben, in denen er Theologiestudierende für die Situation in der Arbeitswelt sensibilisierte. Symanowski hat Generationen von jungen Theologen mitgeprägt, und seine Pionierarbeit an der Schnittstelle zwischen Kirche und Arbeitswelt ist international vielfach aufgegriffen, anerkannt und gewürdigt worden. Der hessen-nassauische Kirchenpräsident Dr. Volker Jung würdigte Horst Symanowski als »gläubigen Protestanten, der in seinem Glauben die Freiheit zu eigenem Denken, die Sicherheit klarer evangelischer Kriterien und die Kraft zu unerschrockenem Handeln gefunden hat«.



**Horst Symanowski mit seiner zweiten Frau, der Pfarrerin Christa Springe.**

Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft fortgesetzt.

In den Landeskirchen ist inzwischen die Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung fast überall zur Selbstverständlichkeit geworden. Die für das heutige Mainzer Gossner-Zentrum gastgebende Hessen-Nassauische Kirche hat noch in den sechziger Jahren die beiden damals engsten Mitarbeiter Symanowskis, die Pfarrer Krockert und Weißinger, direkt aus dem Gossnerhaus zu Leitern ihrer landeskirchlichen Ämter für Industrie-

und Sozialarbeit und für Mission und Ökumene berufen.

Es versteht sich, dass auch innerhalb der Gossner Mission der gesellschaftsbezogene Dienst nicht mehr wegzudenken ist, hier auch in Fortführung von Impulsen, die von der Gossner Mission im damaligen Ost-Berlin und den von ihr geförderten Arbeiterpfarrern in Lübbenau, Schwarze Pumpe und anderen DDR-Orten seinerzeit ausgingen (siehe Ausgabe 1/2009). Es war Horst Symanowski immer sehr wichtig,

dass der Informations- und Erfahrungsaustausch mit ihnen auch unter den politisch erschwerten Bedingungen der deutschen Teilung nicht abbriss.

Die Gossner Mission dankt Gott für ihren langjährigen Mitarbeiter Horst Symanowski; sie bleibt ihm verbunden und verpflichtet.

**Horst Krockert**

# Jeder Mensch ist für Gott systemrelevant!

In der (Opel-)Krise: Kirche ist bei den Menschen – auch im Arbeitsalltag

Es ist das Wort der Kanzlerin, dass Opel keinesfalls systemrelevant sei, das die Menschen vor Ort zutiefst getroffen hat. Was unter rein wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten wohl kaum einer in Frage gestellt hätte – nicht einmal in Rüsselsheim – das löste nach Wochen der Unsicherheit und Zukunftsangst einen Ruck bei vielen aus. Dass der Mensch Mittelpunkt allen Wirtschaftens und Arbeitens sein muss, wurde neu entdeckt und zum Gegenstand öffentlicher Äußerungen.

Rückblende: Bereits im Jahre 2004 hatten Opel-Beschäftigte und deren Familien die erste Restrukturierungswelle zu verkraften. Damals wurden rund 400 Arbeitsplätze abgebaut; die Menschen bekamen Abfindungen im Rahmen eines Sozialplanes. Ein Solidaritätskomitee unter führender Beteiligung der beiden Kirchen begleitete die Maßnahme damals, ohne sie verhindern zu können. Die

zierte Leute. Kirche stellte eine kritische Öffentlichkeit her, warb um Kommunikation mit den Betroffenen und für die Stärkung der Positionen des Betriebsrates. Zurück blieb eine nur schlecht verheilte Narbe: Verletzungen, sowohl bei denen, die fortan draußen waren, als auch bei denen, die im Betrieb blieben. Grundsätzliche Umstrukturierungen wurden jedoch unterlassen.

Und nun? Eine weltweite Finanzkrise, eine Absatzkrise durch verfehlte Modellpolitik im Mutterkonzern, eine 80-jährige Verflechtung der Opeltochter mit der amerikanischen Mutter und weltweit aufgehäufte Überkapazitäten auf dem Automarkt bringen die Beschäftigten bei Opel und deren Familien erneut unter Druck. Und wieder haben sie den Eindruck, vor Ort und in der Region das aushalten zu müssen, was an anderer Stelle zu verantworten ist. Neben der Angst vor der drohenden Arbeitslosigkeit ist dies gegenwärtig vor allem die Wut über immer neue Nachrichten, die jeder Grundlage entbehren und einer fehlenden Offenheit in der Kommunikation der Geschäftsleitung.

Und Kirche? Die Katholische Betriebsseelsorge und die evangelische Pfarrstelle Gesellschaftliche Verantwortung im Dekanat Rüsselsheim (Nachfolgeeinrichtung des früheren Industriepfarramtes) sind da und hören zu. Regelmäßiger Austausch mit Betriebsratsmitgliedern gehört genauso dazu wie die Gespräche mit Beschäftigten unterschiedlicher Arbeitsbereiche im Autowerk.

Mit einem »Kreuzweg der Arbeit« wurde die aktuelle Krise zum Thema gottesdienstlicher Veranstaltungen in der Passionszeit. Eine katholische Ausstellung in einer evangelischen Kirche zum Thema »Gute Arbeit« regt zur grundsätzlichen Auseinandersetzung genauso an wie ein Filmabend in einer Kirche, bei dem über den Filmklassiker »Moderne Zeiten« von Charlie Chaplin geredet wird.

Auch außerhalb Rüsselsheims um Verständnis zu werben, ist Aufgabe von Kirche am Ort. Der Besuch und das Gespräch des hessen-nassauischen Kirchenpräsidenten mit Betriebsratsmitgliedern und einem Mitglied der Geschäftsleitung verlieh dem Ausdruck. Die Gesprächspartner bei Opel – Be-



**Das Transparent einer katholischen Gemeinde bekam Symbolcharakter im Kampf der Kirchen um Opel.**

Vorgaben des Mutterkonzerns waren klar. In Einzelfällen konnte geholfen werden; die Produktionsstandorte und das Entwicklungszentrum jedoch verloren zum Teil hoch qualifi-

triebsrat und Geschäftsleitung – haben dies dankbar an- und aufgenommen.

Kirche ist bei den Menschen – auch in ihrem Arbeitsalltag! Und sie ist gerade auch dann da, wenn diese Menschen in die Krise geraten. Dass sich Gemeindeglieder sowie Pfarrer/innen mit den Betroffenen solidarisierten und bei Aktions- und Demonstrationstagen mit auf den Weg machten, dass die Kirchenglocken aller Gemeinden ein stadtweites Mahngeläut ertönen ließen, waren sicht- und hörbare Zeichen einer gemeinsamen Verantwortung für und mit den Menschen der Region.

Denn längst sind es nicht mehr nur Opel-Arbeiter und -Angestellte, die sich sorgen. Schon heute sitzen hoch qualifizierte Entwicklungsingenieure, die so genannten Externen, zu Hause und machen Kurzarbeit. Sie sind, genauso wie die etwa 170.000 Beschäftigten der Zulieferer, die ersten, die als unmittelbar Abhängige die verheerenden Auswirkungen der Krise spüren. Die Schockwellen dieser Eruption sind bis weit über die Rhein-Main-Region spürbar.

Und später? Auch wenn gegenwärtig alle Kräfte auf den Erhalt der Arbeitsplätze gerichtet sind und sein müssen, so wird künftig die Frage nach der Zukunftsfähigkeit einer Auto-Produktion wie der bei Opel zu stellen sein. Wie wollen wir in unserem Land und weltweit Mobilität grundsätzlich begreifen? Es werden die Kirchen sein müssen, die im Sinne ihrer bisher veröffentlichten Nachhaltigkeitstudien den Blick



**Demo bei Opel: Kirche ist bei den Menschen – auch in ihrem Arbeitsalltag. Eine Forderung, die vor Jahrzehnten schon der große Vordenker und Gründer des Mainzer Gossner-Zentrums, Horst Symanowski, aufgestellt hat. Zahlreiche Pfarrer/innen, die früher in Mainz ein Industriepraktikum absolviert haben, haben in dessen Rahmen damals bei Opel gearbeitet und das Gespräch mit den Arbeitern gesucht.**

darauf lenken müssen. Damit nicht nach der (alten) Krise vor der (neuen) Krise wird! Und sie werden dies dann glaubhaft tun können, wenn sie bereits vorher in vertrautem und vertrauensvollem Kontakt mit Verantwortlichen in den Betrieben sind.

Wenn Kirche ihrer Rolle als Trägerin gesellschaftlicher Verantwortung nachkommen will, wird es künftig immer wichtiger, ihre Theologinnen und Theologen auch zu diesem Dialog zu ermutigen und zu befähigen. Für Seelsorgerinnen und Seelsorger hat es zentrale Bedeutung, die Nöte und Ängste, aber auch die Erwartungen und Hoffnungen, die Menschen in der Arbeitswelt haben, zu ken-

nen und im Lichte des Evangeliums vom Gott der Gerechtigkeit und der Liebe zu betrachten. Denn diese Erfahrungen machen wir bereits heute: Die Menschen warten auf uns und erwarten etwas von uns! Gerade eine Krise wie die gegenwärtige macht Kirche, ihre Botschaft und deren Vertreterinnen und Vertreter, glaubhaft – oder führt dazu, dass Vertrauen verspielt wird.

**Pfr. Volkhard Guth  
(Rüsselsheim) und  
Pfr. Dr. Thomas Posern  
(Mainz)**



## »Am liebsten würden sich alle verstecken«

Als Arbeitsloser berät Henning Hoogestraat in Emden andere Betroffene

Henning Hoogestraat ist seit vielen Jahren arbeitslos und gesundheitlich eingeschränkt. Anstatt sich aber zurückzuziehen, wie es viele tun, hat er sich im Arbeitslosentreff der Johanneskirchengemeinde in Emden engagiert. Heute ist er aktiv im örtlichen CVJM. Wir haben Henning Hoogestraat gebeten, über seine Erfahrungen zu berichten.

»Gemeinsam mit anderen Betroffenen stehe ich regelmäßig anderen Arbeitslosen – vorwiegend Arbeitslosengeld-II-Empfängern – für Gespräche und auch für konkrete Hilfen zur Verfügung. Hauptsächlich treffen wir »unsere Leute« bei unserem Stammbäcker in der Innenstadt. Das Café ist zentral gelegen, und für ein Gespräch ist fast immer jemand da. Auch gibt es die Möglichkeit, das CVJM-Mittwochscafé zu besuchen.

Größtenteils sind die Hilfesuchenden Personen, die auf dem Papier noch als arbeitsfähig gelten, aber aus gesundheitlichen Gründen ganz oder teilweise arbeitsunfähig sind. Meist handelt es sich um Rückenprobleme, psychische Probleme oder um Alkohol- und Drogensucht. Zwei Betroffene leiden unter Schmerzproblemen, zwei unter starken Gehörschäden.

Auffällig bei diesen Arbeitslosen: Alle haben sie die Tendenz, sich so gut wie möglich zu verstecken, und sie vermeiden tunlichst, dass ihre Umwelt von ihrer Arbeitslosigkeit erfährt. Teilweise erliegen die Be-

troffenen selbst der Negativeinstellung ihrer Mitmenschen. Ein Beispiel: Einer aus unserem Kreis wunderte sich, dass ein junger Lehrer mit mir befreundet ist. »Wie passt das zusammen, der als Lehrer und du als Arbeitsloser? Dass er sich überhaupt mit dir abgibt ...«

Wie aber können wir anderen Betroffenen konkrete Hilfeleistung geben? Mein schwerster Fall war ein junger Mann, der durch eigene Fehler seine gesicherte Wohnung aufgegeben hatte und dann in einer Garage auf dem Kasernengelände hauste. Bei einsetzender winterlicher Kälte absolut unzumutbar. Er geriet völlig aus dem Ruder und musste sich in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie behandeln lassen. Dort führte ich mit den Fachkräften ein Gespräch, um die Situation des jungen Mannes deutlich zu machen und ihm später eine Betreuung mit anschließender Hilfe bei der Wohnungssuche zu sichern.

Einer aus unserer Gruppe fährt gelegentlich Bedürftige mit seinem Fahrzeug zum Arzt oder zu anderen Zielen. Häufig kann auch ein Kontakt zu Men-

schen hergestellt werden, die finanziell besser gestellt sind. In einem Fall war es auf diese Weise möglich, eine junge Frau kurzfristig mit einem kleinen Darlehen zu unterstützen. Wichtig ist immer auch, stets für Gespräche zur Verfügung zu stehen. Sei es auch nur, um zuzuhören. Oft kann man aber auch Ratschläge geben: Tipps, wo es Kleidung billig zu kaufen gibt oder wie man an eine halbwegs günstige Wohnung kommt, bzw. an günstige Gebrauchtmöbel. Die Sozialkaufhäuser sind da eine gute Adresse. Ich selbst habe erst letztes zwei gute Hosen für insgesamt acht Euro erstanden – gut, dass so etwas heute in Deutschland noch möglich ist. Diese Art sozialer Kaufhäuser wird wohl in Zukunft noch öfter vonnöten sein.

Natürlich sind die meisten der Betroffenen verpflichtet, sich intensiv um eine neue Stelle zu bewerben, bzw. entsprechende Bemühungen nachzuweisen. Einige bewerben sich dann aufs Geratewohl auf Stellen, bei denen sie von vornherein wissen, dass sie den Anforderungen nicht gerecht werden

können. Ich erinnere mich an eine junge Frau, deren Bewerbungen immer gleich aussahen. Nur die Adresse der Betriebe, bei denen sie sich bewarb, änderte sich. Sie suchte im Telefonbuch hilflos und völlig wahllos Firmenadressen aus, nur um ihr Soll zu erfüllen.

In einem anderen Fall trat ein Mann von Anfang Vierzig nach jahrelanger Arbeitslosigkeit eine Stelle an, bei der man von ihm selbstverständlich hundertprozentigen Einsatz erwartete. Das ging nur einen Monat gut, danach erfolgte ein Nervenzusammenbruch: Er hatte die Sache bzw. sich selbst überschätzt. Für Langzeitarbeitslose ist ein stressiger Achtstundenarbeitsplatz in einem normalen Betrieb oft nicht durchzuhalten. Dass es dem 40-jährigen nach dieser Niederlage erst recht an Selbstbewusstsein fehlte und

es ihm gesundheitlich schlechter ging, kann man sich gut vorstellen. Immerhin gelang es ihm später, wenigstens stundenweise eine Anstellung zu finden.

Bei den Ein-Euro-Jobs dagegen handelt es sich meist um Arbeit, die relativ leicht zu bewältigen ist, doch keine Dauerlösung bieten kann, da diese Jobs nur ein halbes Jahr in Anspruch genommen werden dürfen. Dann sind da noch die zahlreichen Unterrichtsmaßnahmen. Ob diese immer sinnvoll sind, mag man bezweifeln.

Ein Punkt noch, der mir wichtig erscheint: die Willkür der Jobcenter. Manche Betroffene werden vom Jobcenter in Ruhe gelassen aus Einsicht, dass da nichts mehr geht; andere unter Druck gesetzt. Ein Beispiel: Eine Frau von Mitte Fünfzig mit Rückenschäden und

Quartalssuchtproblematik bekommt in schneller Folge Vorstellungstermine zugesandt für Vollzeitstellen, die sie, zumal noch zwei Kinder zu versorgen sind, eigentlich gar nicht antreten könnte.

Viele der Langzeitarbeitslosen leben allein. Die Gefahr der Trägheit und nachher des »Versumpfens« ist sehr hoch. Häufig bekommen sie nachher selbst einfache Dinge nicht mehr in den Griff. Gerade für sie ist es wichtig zu wissen, wie und wo sie sich in Gruppen oder auch mit Einzelnen treffen können, um nicht alle Probleme allein angehen zu müssen. Daher ist das Engagement und sind Netzwerke so wichtig. ■



## Personen

### 60. Geburtstag: Dank an Vorsitzenden Harald Lehmann

Seinen 60. Geburtstag beging am 21. Mai in Bochum Harald Lehmann, der Vorsitzende der Gossner Mission, der neben seiner Tätigkeit als Leitender Gesamtschuldirektor in Gelsenkirchen das zeitraubende Ehrenamt des Gossner-Vorsitzenden seit drei Jahren inne hat. Harald Lehmann, der 1949 in der Prignitz (Brandenburg) geboren wurde, war mit 29 Jahren jüngster Schulreferent in Westfalen, dann Dozent am Pädagogischen Institut der Westfälischen Kirche in Villigst und leitet heute die



Evangelische Gesamtschule in Gelsenkirchen-Bismarck. Zur Gossner Mission kam Lehmann über seine Liebe zu

Sambia: Im abgeschiedenen Gwembe-Tal begeisterte er sich bei einer Studienreise 1981 für die Gossner-Arbeit dort und nahm nach der Rückkehr Kontakt zum Missionswerk in Berlin auf. 1995 wurde er von der Westfälischen Kirche als Delegierter ins Kuratorium der Gossner Mission entsandt, später in den Vorstand und 2006 zum Vorsitzenden gewählt. So übernahm er die ehrenamtliche Leitung in einer schwierigen Phase, in der aufgrund der finanziellen Situation eine Reihe von Neuerungen und Umstrukturierungen zu meistern waren. Stets umsichtig und auf Aus-

gleich bedacht, verständnisvoll, freundlich, humorvoll – und dabei direkt und zielstrebig: So erleben Kuratorium und Dienststelle Harald Lehmann seit vielen Jahren. Die Gossner Mission gratuliert ihrem Vorsitzenden von Herzen und sagt Danke für das langjährige Engagement.

### EGo Buntrock feiert seinen 75. Geburtstag

Seinen 75. Geburtstag begeht am 14. Juni der Berliner Pfarrer i. R. Ernst Gottfried Buntrock, der der Gossner



Mission seit fünf Jahrzehnten eng verbunden ist. Er gehörte Anfang der sechziger Jahre zu den Arbeiterpfarrern, die – von der Gossner Mission begleitet und betreut – sich den missionarischen Herausforderungen der Nachkriegszeit in der DDR stellten und u. a. nach Lübbenau zogen, um auf dem Bau zu arbeiten und hier das Gespräch zu den Menschen zu suchen. Später ging er ins Teampfarramt in Oranienburg, dann nach Berlin-Marzahn. Er gehört seit Beginn zum Leiterkreis des von Bruno Schottstädt 1983 gegründeten Ökumenischen Forums Berlin-Marzahn. 1997 initiierte »EGo«, wie er von Freunden genannt wird, u. a. mit dem »Fraternal worker« aus der Gossner Kirche, Pfarrer Gagrai, an der Mahatma-Gandhi-Oberschule Marzahn eine Schulpartnerschaft mit Chaibasa im indischen Kirchenkreis Singhbhum. Aus der Schulpartnerschaft entstand die Part-

nerschaft der Kirchenkreise Singhbhum und Lichtenberg-Oberspree in Berlin. EGo Buntrock ist Mitglied des Indien-Arbeitskreises der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Regionalbeauftragter der Gossner Mission. Er organisiert Reisen, Gemeindebesuche und Schulprogramme – und die Gossner Mission sagt ihm ganz herzlich Danke für sein langjähriges Engagement und seine kritische und zugleich zugewandte Begleitung ihrer Arbeit.

## Tipps, Treffe, Termine

### Buchpräsentation bei Empfang in St. Marien

»Zwischen Wort und Tat. Beiträge zum 150. Todestag von Johannes E. Goßner«: So der Titel des Buches, das die Gossner Mission bei einem Empfang am Sonntag, 7. Juni, in der Berliner Marienkirche vorstellen wird. Darin sind die Redebeiträge enthalten, die bei den Feierlichkeiten anlässlich des Todestages Goßners 2008 in Deutschland und Indien gehalten wurden. Im Gottesdienst, der dem Empfang vorausgeht, wird an einen anderen Jahrestag der Gossner Mission erinnert: Am 7. Juni 1842 hatte der preußische König die Missionsstatuten der neu gegründeten Gossner Mission offiziell bestätigt. Zum Gottesdienst und dem Empfang im Seitenraum der Marienkirche sind die Gossner-Freunde herzlich eingeladen.



Sonntag, 7. Juni, 10.30 Uhr: St. Marienkirche,



Karl-Liebknecht-Straße 8,  
Berlin-Mitte.

### Gespräche zwischen Rosen und Lavendel

Auf der Landesgartenschau in Oranienburg (Brandenburg), die im April ihre Pforten geöffnet hat, wird auch die Gossner Mission vertreten sein. Das Kirchenschiff »Carola«, das neben dem Oranienburger Schloss vor Anker gegangen ist, dient als Ort für Gottesdienste, Lesungen, Begegnungen. Die Gossner Mission steht hier am Mittwoch, 10. Juni, einen Tag lang für Gespräche und Informationen zur Verfügung. Zudem wird Dr. Ulrich Schöntube, Direktor der Gossner Mission, am Sonntag, 12. Juli,



im Gottesdienst in sein Ehrenamt als Landesposaunenpfarrer eingeführt.

**i** Mittwoch, 10. Juni, ab 9 Uhr Kirchenschiff LaGa Oranienburg. Infos zur Anfahrt etc.: [www.laga-oranienburg2009.de](http://www.laga-oranienburg2009.de)

### Begegnung und Infos beim Fest der Kirchen

Eine bunte ökumenische Vielfalt der Christinnen und Christen aus zahlreichen Konfessionen und Kulturen wird sich beim Berliner »Fest der Kirchen« am Samstag, 4. Juli, präsentieren. Mit dabei: die Gossner Mission, die gemeinsam mit dem Berliner Missionswerk die Kampagne »Mission – um Gottes Willen der Welt zuliebe« vorstellen wird. Das Fest beginnt um 15 Uhr mit einem Gottesdienst in der Marienkirche; anschließend laden Bühnenprogramm und 200 Stände zwischen Marienkirche und Rotem Rathaus zur Begegnung ein.

**i** Samstag, 4. Juli, 15 bis 22 Uhr. Mehr: [www.fest-der-kirchen.de](http://www.fest-der-kirchen.de)

### Gossner-Konvent traf sich zum Jubiläum in Mainz

Zu seiner 50. Tagung traf sich der Gossner-Konvent in Mainz: Pfarrerinnen und Pfarrer, die in früheren Jahren am »Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft« des Gossner-Hauses Mainz teilgenommen und dabei in Fabriken und am Fließband gearbeitet hatten

und sich seither jährlich zu einer Arbeits- und Studientagung treffen. Bei der Jubiläumstagung stand zunächst ein Rückblick auf die Anfänge der Mainzer Arbeit an, bevor es zu aktuellen Themen ging. Der Konvent gedachte auch des einen Monat zuvor verstorbenen Pfarrers Horst Symanowski, der das Mainzer Gossner-Zentrum gegründet hatte (siehe Seite 22).

**i** Weitere Infos: [www.gossner-mission.de/pages/aktuell.php](http://www.gossner-mission.de/pages/aktuell.php)

### Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.  
**Auflage:** 6300 Exemplare.

**Redaktion:**

Jutta Klimmt

**Layout:**

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

**Satz:**

Henrik Weinhold  
[www.webundprint.com](http://www.webundprint.com)

**Gesamtherstellung:**

Digital Media Production, 12435 Berlin

**Herausgeber:**

Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: [mail@gossner-mission.de](mailto:mail@gossner-mission.de)

Internet: [www.gossner-mission.de](http://www.gossner-mission.de)

**Bankverbindung:**

EDG Kiel (Filiale Berlin)  
BLZ 210 602 37, Konto 139 300

**Fotos:**

Chadwell, Ian: Seite 12-13  
Klimmt, Jutta: Seite 1, 3, 14-15, 20 (1), 29  
Nitschke, Alex: Seite 6-7  
Pflug, Hanna: Seite 4-5, 32  
Schaper, Michael: Seite 28  
Stehl, Barbara: Seite 16  
Weißgraeber, Angelika: Seite 20 (1)  
Winkler, Maria: Seite 8-11, 21 (1)  
und Archiv der Gossner Mission

A 4990 F  
Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin

## Schenken Sie ein Lächeln!

Die 16-jährige Phoolmani kann heute wieder lächeln. Doch was ihr zuvor an ihrem Arbeitsplatz in Delhi angetan wurde, darüber kann sie bis heute nicht reden. Ein reicher Geschäftsmann hatte sie in seinem Haus eingeschlossen und wie eine Sklavin gehalten, geschlagen und missbraucht.

Ein solches Schicksal ist kein Einzelfall in den indischen Großstädten. In Delhi schufteten mehr als 150.000 junge Adivasi-Frauen als Hausangestellte. Sie kommen aus kleinen Dörfern, können oft weder lesen noch schreiben und sind völlig auf sich allein gestellt, den Gefahren der Großstadt – und den Übergriffen ihrer Arbeitgeber – hilflos ausgeliefert. Als Adivasi (Ureinwohner) gelten sie als rechtlos, werden oftmals geschlagen und missbraucht.

Die Gossner-Gemeinde Delhi hilft. Sie nimmt Kontakt auf zu den Mädchen, klärt sie über ihre Rechte auf, reißt sie aus der Isolation und bietet den Flüchtigen Unterschlupf. Die Sozialarbeiterin Mary Purti ist immer da, wenn eine junge Frau vor Angst und Sorgen nicht mehr weiter weiß.



**Bitte unterstützen Sie diese wichtige Arbeit in Delhi mit Ihrer Spende. Damit auch Phoolmanis Freundinnen wieder lächeln können.**

**Unser Spendenkonto:**

Gossner Mission  
EDG Kiel  
BLZ 210 602 37  
Konto 139 300

**Kennwort: Starke Mädchen**